

ZWISCHEN PARTIKULARISMUS UND GENERALISMUS: ETHISCHE PROBLEME ALS GRAMMATISCHE SPANNUNGEN

MATTHIAS KIESSELBACH (AACHEN)

ZUSAMMENFASSUNG. In diesem Essay wird argumentiert, dass zwischen dem moralischen Partikularismus und dem moralischen Generalismus in ihren orthodoxen Formulierungen Raum für eine dritte Position besteht. Die in diesem Essay beworbene, an Wittgensteins spätem Verständnis der Grammatik orientierte, Position basiert auf dem Vorschlag, Formulierungen ethischer Prinzipien als grammatische Sätze und ethische Probleme als grammatische Spannungen zu interpretieren. In dieser Sicht erscheinen Situationen, in denen verschiedene ethische Prinzipien unerwartet konfliktieren, als Stationen der sprachlichen Evolution. Drei Konsequenzen werden diskutiert und als generelle sprachphilosophische Erkenntnisse begrüßt.

SUMMARY. This essay argues that there is room for a third position between moral particularism and moral generalism in their orthodox forms. The view proposed in this essay is inspired by the later Wittgenstein's conception of grammar and holds that formulations of ethical principles can be interpreted as grammatical statements, while ethical problems can be interpreted as instances of grammatical tension. On this reading, situations in which ethical principles turn out to conflict come out as moments in the evolution of language. Three consequences are discussed, and welcomed as general insights into the workings of language.

Ich danke Hans Julius Schneider, Sabina Lovibond, Christoph Menke, Holm Tetens, Christian Voigt, Eva von Redecker, Aurelie Herbelot sowie Thomas Schmidt für interessante Diskussionen und konstruktive Kritik.

1. EINFÜHRUNG: EINE NEUE KONTROVERSE IN DER MORALPHILOSOPHIE

In der Moralphilosophie hat sich in letzter Zeit eine neue Kontroverse aufgetan. Auf der einen Seite befinden sich die „Generalisten“, für die unsere ethische Kompetenz in der Kenntnis ethischer Prinzipien sowie der generischen Fähigkeit ihrer Befolgung besteht. Ethische Prinzipien sind ihrem Anspruch nach völlig allgemein und doch hinreichend gehaltvoll, um in verschiedenen Situationen jeweils treffende Handlungsanweisungen zu implizieren. Auf der anderen Seite hat sich ein Lager gebildet, für das die ethische Kompetenz den Charakter eines Auskennens mit einer Vielzahl von ethischen Erwägungen hat, ohne dabei auf Prinzipien angewiesen zu sein. Für dieses Lager hat sich die Bezeichnung „Partikularismus“ etabliert.

Auf den ersten Blick halten sich die jeweiligen Stärken und Schwächen der Theorien in etwa die Waage. Für den Generalismus spricht die wichtige Rolle der Konsistenz im ethischen Lernen, Diskutieren und Urteilen. Im Gegensatz zum Partikularismus hat der Generalismus keine Schwierigkeit, hierfür einen Platz in seiner Theorie bereitzustellen. Dafür scheitert der Generalismus regelmäßig am Versuch, plausible Beispiele der angeblich unsere einzelnen Urteile bestimmenden Prinzipien zu geben. Egal, wie sorgfältig seine Prinzipienvorschläge formuliert sind: Es scheint, dass sich immer Szenarien konstruieren lassen, in denen wir ihre strikte Befolgung als falsch ablehnen würden. Es liegt auf der Hand, dass in diesem Mangel des Generalismus die große Stärke des Partikularismus liegt.

Anstatt für eines der streitenden Lager Stellung zu beziehen, möchte ich in diesem Essay versuchen, eine dritte Position zu etablieren, die die Vorzüge beider Lager vereint, ohne in ihre jeweiligen Schwierigkeiten zu geraten. Dies möchte ich tun, indem ich einige in der Debatte bisher nicht beachtete sprachtheoretische Einsichten des späten Ludwig Wittgenstein auf den ethischen Diskurs anwende. Mit ihnen wird sichtbar, dass die ethische Deliberation – entgegen der Behauptung des Partikularismus – durchaus auf einer Art von Prinzipien fußt. Teilnehmer ethischer Sprachspiele formulieren diese Prinzipien als Prämissen in Argumenten für neue ethische Urteile. Entgegen der Meinung der Generalisten müssen diese Prinzipien aber als *grammatische Sätze* (im Sinne Wittgensteins) aufgefasst werden. Grammatische Sätze erheben nicht den Anspruch, etwas auszusagen, sondern nur, die Bedeutung von Symbolen oder Ausdrücken zu bestimmen. Obwohl grammatische Sätze somit bloß Darstellungsnormen explizieren und insofern nicht sinnvoll negiert werden können, ergeben sich in der Entwicklung von Sprachspielen immer wieder Fälle, in denen verschiedene grammatische Sätze einer Sprache miteinander in Konflikt geraten. Nichts anderes passiert, wenn ethische Prinzipien mit Gegenbeispielen konfrontiert werden. In diesen Situationen treten Spannungen im grammatischen Gerüst des Sprachspiels auf und erfordern von den Teilnehmern *grammatische Anpassungen*. Bei diesen Revisionen ihrer Sprachspiele – die immer auch Revisionen ihrer Begriffe sind – können sich die Sprecher auf keine vorbestimmten Regeln, wohl aber auf klar formulierbare Argumente stützen. Das Ziel ist die Erarbeitung jeweils

neuer Sprachspiele, in denen die vormaligen Gegenbeispiele unter eindeutige Regeln fallen und insofern nicht länger Deliberationsprobleme darstellen.

Wenn diese Interpretation der ethischen Deliberation nicht ganz auf dem Holzweg ist, dann liegt der Fehler der Generalisten *und* der Partikularisten in ihrer monolithischen und statischen Konzeption der Sprache: Ohne sprachliche Spannungen und Evolutionen in Betracht zu ziehen, können sie ethische Prinzipien – und ihre Rolle in ethischen Problemen – nicht adäquat verstehen.

Dieser Essay geht in drei Schritten vor. Der 2. Abschnitt wird den partikularistischen Angriff auf den Generalismus sowie die Vorbehalte der Generalisten vorstellen. Der 3. Abschnitt wird die konkrete Frage herausarbeiten, ob sich beide Lager auf eine Interpretation ethischer Prinzipien als grammatischer Sätze und ethischer Probleme als grammatischer Spannungen einigen könnten. Schließlich wird der 4. Abschnitt eine positive Antwort geben und zeigen, dass das entstehende dynamische Bild der ethischen Sprache die Stärken der beiden Theorien vereint, dabei aber ihre Probleme vermeidet.

2. PARTIKULARISTISCHE ZWEIFEL AN ETHISCHEN PRINZIPIEN

2.1. Zweifel an der Rolle ethischer Prinzipien in der Deliberation. Bis vor kurzem war die Idee, dass ethische Einzelurteile und Handlungen ihrem Anspruch nach Implikate ethischer Prinzipien sind, eine zumeist implizite und selten bezweifelte Annahme hinter einem beträchtlichen Teil der Moralphilosophie. Erst vor einigen Jahren wurde von Partikularisten die Frage aufgeworfen, ob diese Annahme nicht auf einer Illusion beruht. Ausschlaggebend für ihre Vermutung war und ist die Beobachtung, dass sich zu jedem (bisher) vorgeschlagenen ethischen Prinzip Szenarien finden lassen, in denen eine strikte Anwendung des Prinzips zu konterintuitiven Resultaten führen würde. Schauen wir uns einen konkreten Fall an, bei dem der partikularistische Verdacht besonders plausibel erscheint.¹

Viele Praktiken gelten uns als gut und unterstützenswert, weil sie ihren Teilnehmern Spaß machen. Kindergeburtstage, Parties, Kinobesuche – all diese Dinge können sich aufgrund dieses Aspektes unseres generellen Wohlwollens gewiss sein.

¹Das folgende Beispiel ist zum Standard-Beispiel der Partikularismus-Literatur avanciert. Es findet sich unter anderem in Frank Jackson / Philip Pettit / Michael Smith, "Ethical Particularism and Patterns", in: B. Hooker / M. Little (Hg.), *Moral Particularism*, Oxford 2003, 79–99.

Nicht nur nehmen wir an ihnen teil, auch unterstützen wir sie und sehen davon ab, ihnen mit unnötigen Hindernissen den Weg zu versperren. Freilich können wir uns Situationen vorstellen, in denen sich andere Erwägungen als gewichtiger erweisen als das Spaß-Machen. Intuitiv nehmen wir aber an, dass der Aspekt des Spaß-Machens generell als positive, unterstützende Erwägung in die Gesamtrechnung der Gründe eingeht. Findet sich gegen diese bescheidene generalistische Annahme ein Gegenbeispiel? Der Partikularist antwortet mit ja und präsentiert als Beweis ein Szenario, in dem gefoltert wird, und in dem das Foltern dem Folterknecht Spaß macht. In diesem Szenario, so wollen wir nun sagen, ist die Tatsache, dass der Folterknecht Spaß hat, nicht etwa ein durch andere Erwägungen ausgestochener positiver Grund für das Foltern oder seine Unterstützung, sondern ein weiterer – und starker – Grund dagegen. Der empfundene Spaß macht die Handlung nicht weniger verabscheuungswürdig, sondern *noch* verabscheuungswürdiger.

An diesem Beispiel zeigt sich sehr deutlich, dass der Partikularismus nicht bloß darauf hinweist, dass vorgeschlagene Prinzipien *ausgestochen* werden können. Dies ist eine bekannte Schwachstelle der gängigsten Form des Generalismus. Um die offensichtlichsten Angriffe auf seine Prinzipienvorschläge auszuschließen, nehmen viele Generalisten für letztere keinen *ausschlaggebenden* (“all out”), sondern bloß *beitragenden* (“pro tanto”) Charakter in Anspruch. So verstandene Prinzipien sind zwar schwieriger zu falsifizieren, haben jedoch ein nicht unbeträchtliches Manko: Da beitragende Prinzipien immer durch andere Prinzipien ausgestochen werden können, ohne dass die relativen Gewichte von Prinzipien aus ihnen selber ersichtlich wären, ist die Frage ihrer Nützlichkeit notorisch umkämpft. Partikularisten gehen allerdings einen Schritt weiter und bezweifeln, dass ethische Erwägungen – selbst diejenigen “beitragender” Art – in verschiedenen Szenarien überhaupt *mit dem gleichen Vorzeichen* in die Gesamtrechnung der Gründe eingehen müssen (um mein obiges Bild noch einmal aufzugreifen). Jede ethische Erwägung, die sich in einem Kontext als Grund für X auswirkt, so ihr Verdacht, kann sich in einem anderen Kontext als irrelevant in Bezug auf X oder sogar als Grund *gegen* X auswirken.

2.2. Partikularistische Strategien und generalistische Vorbehalte. Die Idee dabei ist, dass ethische Erwägungen nicht jeweils separat als Gründe fungieren,

sondern dem Tribunal der praktischen Deliberation nur gemeinsam antworten. Jonathan Dancy, der diese These in zahlreichen Artikeln und Büchern als "Holismus der praktischen Gründe" bezeichnet hat,² schlägt in diesem Zusammenhang vor, ethische Erwägungen nicht nur als *favourers* bzw. *disfavourers*, sondern zumindest einige von ihnen als *enablers* bzw. *disablers* zu verstehen. Die Rolle einer Erwägung letzterer Kategorie besteht darin zu bestimmen, ob eine weitere Erwägung als Grund oder als Gegengrund firmiert oder gar keine Relevanz hat. Dancys Version der partikularistischen Vermutung lautet nun, dass sich zu jeder Erwägung (egal welcher Kategorie) ein Szenario finden lässt, in dem ein *disabler* die Relevanz der Erwägung aufhebt oder umkehrt.

Freilich bleibt dem generalistischen Gegner immer die Möglichkeit, einen vorgebrachten *disabler* in seinen Prinzipienvorschlag mit aufzunehmen. So kann der Generalist auf das obige Gegenbeispiel mit dem Prinzipienvorschlag kontern, dass "alles, was Spaß macht, *ohne Leid zu verursachen*," unterstützenswert sei. Allerdings ist ein einigermaßen überzeugter Partikularist zuversichtlich, auch zur Erwägung des "leidfreien Spaßmachens" einen plausiblen *disabler* zu finden. Hier zeigt sich, dass die Vermutung des Partikularisten sich nicht im Holismus der Gründe erschöpft. Ein Generalist, der sich auf die Suche nach immer feineren Prinzipien einlässt, könnte schließlich auch mit Recht als Holist bezeichnet werden.³ Um die partikularistische Vermutung sicher gegen die generalistische Position abzugrenzen, sollten wir sie daher als Vermutung eines *unkodifizierbaren Holismus* bezeichnen.

Die bekannteste Strategie des Partikularismus besteht darin, den theoretischen Gegner immer wieder aufs Neue herauszufordern, um ihn dann jedes Mal mit einem sorgfältig konstruierten Gegenbeispiel, in dem ein unvorhergesehener *disabler* auftaucht, zu widerlegen. Gegen die manchmal geäußerte Sorge, dass diese Strategie höchstens zu einem dialektischen Patt führen kann, da kein Ende des intellektuellen Tauziehens abzusehen ist⁴, muss auf den Anspruch des Generalisten hingewiesen

²Siehe Jonathan Dancy, *Moral Reasons*, Oxford 1993, 60, 66; ders., "The Particularist's Progress", in: Hooker / Little (Hg.), *Moral Particularism*, 2003, 130–157, insb. 134; ders., *Ethics without Principles*, Oxford 2004, 75.

³Siehe Sean McKeever / Michael Ridge, "What does Holism have to do with Moral Particularism?", in: *Ratio* 18(2005), 93–103.

⁴So Margaret Little: "[T]here's something not a little farcical about measuring dialectical success in terms of who can outlast whom – those who want to refine the principles or those who want to find exceptions", Margaret Little, "Moral Generalities Revisited", in Hooker / Little (Hg.), *Moral Particularism*, 2003, 279.

werden, Prinzipien vorzubringen, die in *unserer* ethischen Deliberation bereits operativ sind. Da der Partikularist ohne derartige konkrete Behauptungen arbeitet, trägt der Generalist eine besondere dialektische Last. Wird jedes generalistische Beispiel eines angeblich implizit von uns befolgten Prinzips aufs Neue widerlegt, so behält der Partikularist in der Debatte die Überhand.

In letzter Zeit konzentriert sich die Debatte – angestoßen durch Dancy⁵ – allerdings auf zwei andere Schauplätze. Zum einen weist Dancy auf die enge Analogie zwischen moralischen Gründen einerseits und nicht-moralischen praktischen Gründen sowie theoretischen Gründen andererseits hin. Dabei suggeriert er immer wieder, dass ein unkodifizierbarer Holismus bei letzteren evidenter oder unkontroverser sei. Zum andern steht für Dancy seit einiger Zeit die Attacke auf ein zentrales generalistisches Manöver im Vordergrund, nämlich das bereits erwähnte Ausweichen auf “beitragende” Prinzipien.

Doch welche Strategie der Partikularismus auch immer gegen den Generalismus in Anschlag bringt; aus der Sicht des Generalismus bleibt der Weg zum Partikularismus durch eine unüberwindliche Barriere versperrt. Da der Partikularismus die Kenntnis ethischer Prinzipien nicht nur für nicht *hinreichend*, sondern darüber hinaus für nicht *notwendig* für das Vorliegen von ethischer Kompetenz erklärt,⁶ wird es – so die zentrale Sorge des Generalismus – unklar, wie unser Anspruch auf Konsistenz im ethischen Lernen, Diskutieren und Urteilen eingelöst werden kann. Freilich könnte dieser Anspruch einfach geleugnet oder abgelehnt werden. Aus guten Gründen zögert der Partikularismus aber, einen derartig revisionistischen Kurs einzuschlagen. Vielleicht ist der Partikularist versucht zu behaupten, dass es konsistente Urteile auch ohne Prinzipien geben kann. Mit dieser These würde er sich aber eine schwer zu tragende Beweislast einhandeln, da es zum Konsistenzbegriff gehört, dass die Konsistenz von Urteilen argumentativ nachgewiesen werden kann. Da Argumente nichts anderes sind als strukturierte Mengen allgemeiner Sätze, kommen Prinzipien – so scheint es – durch die Hintertür immer wieder herein.

⁵Siehe zu den folgenden zwei Punkten Dancy, *Ethics without Principles*, 2004, Teil I, sowie ders., “Moral Particularism”, in: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, URL: <http://plato.stanford.edu/entries/moral-particularism> (zugegriffen am 1.9.2008), 2005.

⁶Dancys offizielle Formulierung des Partikularismus lautet: “The possibility of moral thought and judgement does not depend on the provision of a suitable supply of moral principles.”, Dancy, *Ethics without Principles*, 2004, 7.

2.3. Eine logische Nische zwischen Generalismus und Partikularismus.

Die Frage, die sich an dieser Stelle ergibt, ist folgende: Kann es sein, dass zur Fähigkeit, korrekte ethische Urteile zu fällen, die Kenntnis ethischer Prinzipien zwar nicht *ausreicht* (wie der Partikularist mit seinen Gegenbeispielen aufzeigt), aber dennoch in irgendeiner Weise *notwendig* ist (wie der Generalist mit Hinweis auf die Konsistenzforderung behauptet)? In meinem Versuch zu zeigen, dass diese Möglichkeit tatsächlich offen steht, werde ich zunächst mit dem späten Wittgenstein die implizite Entscheidung revidieren, die Sprache – und damit auch die Gesamtheit ethischer Begriffe – als eine spannungslose und feststehende Struktur zu verstehen. In unserer komplexen Sprachpraxis gibt es eine Klasse von Sätzen, die die Regeln des Sprachspiels explizieren, dabei aber keinesfalls ewig oder unveränderlich sind. Vielmehr geraten diese Sätze – Wittgenstein nennt sie *grammatische Sätze* – immer wieder in Konflikte miteinander und fordern die Sprecher so zu Weiterentwicklungen des Sprachspiels auf, die selber nicht durch Regeln bestimmt sind. Wenn wir ethische Prinzipien als solche Sätze interpretieren, dann können wir dem Partikularisten zugestehen, dass die ethische Deliberation sich nicht auf die Anwendung von Prinzipien reduzieren lässt, während wir dem Generalisten zugestehen, dass konsistente Urteile ohne prinzipielle Beziehungen undenkbar sind. Im Folgenden werde ich zunächst das Wittgensteinische Verständnis grammatischer Sätze und ihrer Revisionen erläutern und dann argumentieren, dass einer Interpretation ethischer Prinzipien als grammatischer Sätze nichts im Weg steht.

3. GRAMMATISCHE SÄTZE UND GRAMMATISCHE EVOLUTION

3.1. Erste Schritte. Wittgensteins reifes Verständnis grammatischer Sätze entwickelt sich aus seiner Konzeption der Logik heraus, welche hier kurz skizziert werden soll. Als Wittgenstein in die Philosophie eintritt, ist eines der ungelösten Probleme die Frage nach dem Status der Sätze der Logik. Zwar besteht weitgehende Einigkeit über den kalkülhaften Umgang mit Schlussregeln wie " $P; P \supset Q; \text{also } Q$ " (Modus Ponens) oder " $P \supset Q; \neg Q; \text{also } \neg P$ " (Modus Tollens) – bzw. als Sätze formuliert: " $((P \supset Q) \wedge P) \supset Q$ " und " $((P \supset Q) \wedge \neg Q) \supset \neg P$ ". Unklarheit herrscht aber in der Frage, um was für Sätze es sich hier handelt. Sind es empirische Sätze über die

linguistischen Gewohnheiten des *homo sapiens*? Sind es Darstellungen wissenschaftlicher Konventionen? Sind es Beschreibungen einer platonischen Sphäre logischer Entitäten?

Wittgenstein hält von alledem nichts. Nach seiner Meinung sind logische Sätze nichts anderes als Tautologien (TLP⁷ 6.1, 6.11, s.a. 5.142). Allerdings sind es *nützliche* Tautologien, denn sie zeigen auf, wie die auch in inhaltsreichen Sätzen vorkommenden logischen Konstanten – etwa “ \supset ” oder “ \neg ” – verwendet werden (TLP 6.1201, 6.121, s.a. 6.113). Somit spielen logische Sätze für Wittgenstein die gleiche funktionale Rolle wie Wahrheitstabellen: Beide dienen dazu, die Verwendungswesen und damit die Bedeutungen logischer Zeichen zu explizieren; nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Ein Aspekt dieser Sichtweise, der uns durch den gesamten Essay begleiten wird, besteht darin, dass mit ihr die Idee inkohärent wird, dass man die logischen Sätze “verletzen” könnte, ohne dabei die Grenze zum schieren Unsinn zu überschreiten. Sobald zum Beispiel jemand aus “ $P \supset Q$ ” und “ $\neg Q$ ” den Schluss zieht, dass P , – und wir davon auszugehen wünschen, dass die Sprecherin nicht einfach Unsinn redet – bleibt uns nichts anderes übrig als zu konstatieren, dass sie mindestens einem der verwendeten Zeichen eine neue Bedeutung gegeben hat. Hätte sie “ \supset ” und “ \neg ” so gemeint, wie *wir* diese Zeichen meinen, so hätte sie “ $\neg P$ ” gefolgert – nichts anderes zeigt die Tautologie, dass $((P \supset Q) \wedge \neg Q) \supset \neg P$. Hat die Sprecherin aber ihren Zeichen eine neue Bedeutung gegeben, so können wir von keinem Konflikt zwischen ihrer Äußerung und den logischen Sätzen sprechen. *Was* sie nun sagt, das können wir erst nach einer Übersetzung ihrer Äußerung angeben. Dies allerdings bedeutet nichts anderes, als systematisch *ihre* Symbole durch *unsere* Symbole zu ersetzen und die Äußerung der Sprecherin damit als konsistent mit den bekannten logischen Sätzen zu verstehen.⁸ In diesem Zusammenhang spricht Wittgenstein auch davon, dass logische Sätze “interne Beziehungen” explizieren (TLP 4.125ff., 5.131, 5.2ff., vgl. 4.014, 4.122ff., 2.01231) bzw. “transcendental” (TLP 6.13) sind:

⁷Ich benutze für die Schriften Wittgensteins folgende Abkürzungen: TLP: *Tractatus Logico-Philosophicus*; PU: *Philosophische Untersuchungen*; BF: *Bemerkungen über die Farben*; ÜG: *Über Gewissheit*; BGM: *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*. Sie alle finden sich in Ludwig Wittgenstein, *Werkausgabe*, hg. von B. McGuinness, Frankfurt a.M. 1984.

⁸Es könnte sich als korrekt erweisen, das Zeichen “ \supset ” der Sprecherin als unser “ \vee ” zu übersetzen.

Wir können sie nicht brechen, weil sich in ihnen die Bedingungen des sinnvollen Sprechens verbergen.

3.2. Von der Logik zur Grammatik. Es ist wichtig zu verstehen, dass dieser Aspekt der Sprachphilosophie Wittgensteins die spätere Distanzierung vom *Tractatus* unbeschadet übersteht. Auch in seiner späteren Phase betont Wittgenstein immer wieder die transzendente Natur bestimmter Sätze sowie die gefährliche Verlockung, jene Sätze als informativ bzw. empirisch zu interpretieren. In diesem und in den folgenden zwei Unterabschnitten soll aber gezeigt werden, dass der späte Wittgenstein wesentliche Neuerungen im Verständnis dieser Sätze einführt, die er nun auch als “grammatische Sätze” bezeichnet.

Im seinem späteren Werk versteht Wittgenstein die natürliche Sprache als ein komplexes Spiel, dessen Spielzüge – die sprachlichen Äußerungen – konstitutiv mit praktischen Verrichtungen verknüpft sind. Einen ersten Einblick in dieses Sprachverständnis gibt Wittgenstein in seinen berühmten “Bauarbeitersprachspiel”-Passagen (PU 2, 6-8, 18-21 u.a.). Hier stellt er eine Sprachgemeinschaft vor, deren Äußerungen – “Platte!”, “Würfel!”, “Säule!” usw. – verwendet werden, um bestimmte Verrichtungen im Umfeld eines Hausbaus zu koordinieren. Wittgensteins Ziel ist hier der Aufweis, dass die *Bedeutung* eines Ausdrucks auf der fundamentalen Ebene nicht von der Abbildung von Sachverhalten oder dem Bezug auf Gegenstände abhängt (oder darin besteht). Abbildung und Bezug, so Wittgenstein, sind selber erst im Rahmen verhältnismäßig komplexer Praktiken zu verstehen. Fundamentalere als sie sind die niedrigstufigen, in die Sprache eingewobenen, praktischen Fähigkeiten, die im “Bauarbeitersprachspiel” exemplarisch ausgestellt sind.

Dies gilt auch für jene Bereiche unserer (wesentlich komplexeren) Sprache, in denen wir in *Propositionen* sprechen. Propositionen sind besondere Spielzüge, deren Verwendung einerseits durch *nicht-inferenzielle* Regeln (durch die diese Spielzüge mit der nicht-sprachlichen Umwelt verknüpft sind) und andererseits durch *inferenzielle* Regeln (durch die diese Spielzüge mit anderen Propositionen in materialen Schlussbeziehungen⁹ verbunden sind) bestimmt ist. Nach Wilfrid Sellars, auf dessen

⁹“Material” bedeutet, dass es sich nicht bloß um formallogische Schlussbeziehungen handelt. Zu den materialen Schlüssen unserer Sprache gehören der Schluss von “Pittsburgh ist westlich von Philadelphia” zu “Philadelphia ist östlich von Pittsburgh” sowie der Schluss von “Dies ist ein Hund” zu “Dies ist ein Säugetier”.

Überlegungen ich mich hier stütze, da Wittgenstein selbst auf eine systematische Analyse der propositionalen Rede verzichtet,¹⁰ dienen Propositionen in erster Linie dazu, *Überzeugungen* auszudrücken. Eine Überzeugung wird dabei als ein normativer Status verstanden – also als ein Aspekt des *Spielstandes*, – der immer zusammen mit seinen praktischen Konsequenzen gesehen werden muss. Zu letzteren gehört, dass eine Sprecherin, die mittels einer Proposition eine Überzeugung ausgedrückt hat, auch denjenigen Propositionen zustimmen muss (evtl. auf Nachfrage), die aus ihrer Proposition gemäß der inferenziellen Regeln folgen. Zu ihnen gehört aber oft auch die nicht-inferenzielle Bereitschaft zu bestimmten *Handlungen*.

Eine Implikation dieses Verständnisses von Propositionen besteht nun darin, dass die gegenseitige Zuschreibung von Überzeugungen nur dann reibungslos funktionieren kann, wenn alle Teilnehmer des Sprachspiels in möglichst all ihren nicht-inferenziellen und inferenziellen Dispositionen *konvergieren*. Jede Proposition, über deren Angemessenheit verschiedene Sprecher sich streiten, wirft daher die Frage auf, ob die konfligierenden Sprecher überhaupt dasselbe Spiel spielen. “Zur Verständigung durch die Sprache,” schreibt Wittgenstein in seinen *Untersuchungen*, “gehört nicht nur eine Übereinstimmung in den Definitionen, sondern (so seltsam dies klingen mag) eine Übereinstimmung in den Urteilen.” (PU 242)

Um dem Missverständnis vorzubeugen, dass diese These nur sehr abstrakte Sätze betrifft, ist zu betonen, dass sie sich durchaus auch auf Urteile wie “diese Blume ist rot” bezieht.¹¹ In einer Situation, in der zwei Sprecher eine Blume sehen und keinen besonderen Anlass haben, dem jeweils anderen Sprecher Farbenblindheit oder Verrücktheit zu unterstellen, kann ein zur Schau gestellter Zweifel an diesem Urteil genau das gleiche bewirken wie im Fall abstrakterer Sätze: Für den Zuhörer ergibt sich ein logischer Drang, den geäußerten Satz auf eine neue Weise zu interpretieren – sprich: ihn zu übersetzen, und zwar in die Sprache, die von den gewohnten inferenziellen und nicht-inferenziellen Festlegungen bestimmt ist.

¹⁰Der Grund ist natürlich die therapeutische Ausrichtung von Wittgensteins Werk. Siehe daher Wilfrid Sellars, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge Mass. 1997; ders., “Inference and Meaning” sowie “Some Reflections on Language Games”, in: R. Brandom / R. Rorty (Hg.), *In the Space of Reasons*, Cambridge Mass. 2007; außerdem (für eine einführende Diskussion) Robert Brandom, *Making It Explicit*, Cambridge Mass. 1994.

¹¹Siehe z.B. ÜG 79–81, PU 381.

Die offensichtliche Analogie mit den *logischen Sätzen* des *Tractatus* führt nun zu einer anderen, positiven, Seite dieser Idee: Mit einem Satz lassen sich nicht nur Überzeugungen ausdrücken – sondern auch Bedeutungen klären, d.h. Missverständnisse beseitigen sowie Fremdsprachlern die relevanten Teile unserer Sprache beibringen. Der Satz “diese Blume ist rot” kann beispielsweise von Sprechern verwendet werden, um sich auf eine einheitliche Grenze zwischen den Begriffen “orange” und “rot” zu einigen. Hier liegt nun der erste wichtige Fortschritt von Wittgensteins Spätwerk gegenüber dem *Tractatus*: Prinzipiell kann *jeder Satz* als grammatischer Satz verwendet werden. Wittgenstein bestätigt:

Sätze werden oft an der Grenze von Logik und Empirie gebraucht, so daß ihr Sinn über die Grenze hin und her wechselt und sie bald als Ausdruck einer Norm, bald als Ausdruck einer Erfahrung gelten. (Denn es ist ja [...] die Verwendung, die den logischen vom Erfahrungssatz unterscheidet.) (BF I:32, s.a. ÜG 309)¹²

Wichtig ist aber dies: *Ist* die Äußerung eines Satzes erst einmal als grammatische Äußerung interpretiert, so kann die Bezweifelung oder Verneinung des Satzes nicht länger als Ausdruck einer Meinungsverschiedenheit verstanden werden, sondern nur noch als ein Missverständnis – oder freilich als ein Vorschlag, das aktuelle Sprachspiel zu beenden und ein neues zu beginnen.

3.3. Informative Sätze und grammatische Sätze. Kommen wir nun zur zweiten Neuerung in Wittgensteins späterem Nachdenken über die Grammatik. Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, dass der grammatische Status eines Satzes wesentlich davon abhängt, auf welche inferenziellen und nicht-inferenziellen Reaktionen das Publikum zum Zeitpunkt der Äußerung des Satzes festgelegt ist. Hierin liegt der Keim einer Evolutionstheorie der propositionalen Sprache.

Der Kerngedanke lautet, dass ein informativer Satz, sobald er als wahr anerkannt ist, in das Repertoire inferenzieller und nicht-inferenzieller Beziehungen eingeht,

¹²Es mag eine hilfreiche Nebenbemerkung sein, dass wir eine Reihe von Sätzen kennen, die (unter halbwegs normalen Bedingungen) *ausschließlich* grammatisch verwendet werden können, z.B. “Junggesellen sind unverheiratet” oder “ $((P \supset Q) \wedge P) \supset Q$ ”. Es gibt aber keine Sätze, die ausschließlich empirisch verwendet werden können: Ist ein Satz einmal (allseits) akzeptiert, so taugt er nur noch als grammatische Bemerkung. Dies wird im folgenden Unterabschnitt ausgeführt.

mittels dessen Sprecher *weitere* Sätze interpretieren. Seine wiederholte Formulierung (innerhalb einer Konversation) wird daher als grammatische Äußerung gelten, seine Leugnung als Irrtum (oder als Vorschlag, das aktuelle Sprachspiel durch ein neues zu ersetzen). In Wittgensteins Worten: Ein allseits akzeptierter Satz “scheidet aus dem Verkehr [des Transfers von Überzeugungen] aus” (ÜG 210) und gibt “unsern Betrachtungen, unsern Forschungen ihre Form” (ÜG 211, s.a. 96ff.). Ein Beispiel ist der Satz “AIDS ist eine Folge des HI-Virus.” Noch vor kurzer Zeit war dieser Satz informativ. Heute aber wird er (unter informierten Sprechern, in nicht-philosophischen Kontexten) höchstens noch ausgesprochen, um zu klären, was mit “AIDS” (bzw. “HIV”) *gemeint* ist – er wird nur noch grammatisch verwendet.

Bevor dieser Gedanke akzeptiert werden kann, ist allerdings die Frage zu klären, wie es in einer *Spiel*-Konzeption der Sprache überhaupt möglich ist, dass ein neuer Satz – also ein Satz, der (noch) *nicht* durch Spielregeln mit praktischer Signifikanz ausgestattet ist – verstanden werden kann, bzw. *worin* sein Verstehen bestehen soll. Da Wittgenstein auf diese Frage wiederum keine systematische sprachtheoretische Antwort entwickelt, werde ich in diesem Unterabschnitt erneut auf die theoretische Tradition von Sellars zurückgreifen. Aus der Perspektive dieser Tradition liegt der Schlüssel in der *Kompositionalität* unserer (entwickelten) Sprache.¹³

Eine Sprache ist kompositional, wenn ihre kleinsten linguistischen Einheiten, die als freistehende Spielzüge fungieren können, selber in semantisch relevante Teile zerfällt werden können. Propositionen, die bei Wittgenstein (implizit) und bei Sellars (explizit) die zentralen freistehenden Spielzüge darstellen, zeigen diese Eigenschaft auf klare Weise, denn sie bestehen aus *Wörtern*, welche ihrerseits nur als Komposita von Sätzen eine sinnvolle Verwendung finden. Nach Sellars geht das Verständnis von Wörtern dem Verständnis von Sätzen allerdings nicht voraus. Vielmehr ist unser Verständnis von Wörtern abhängig von unserer Fähigkeit des inferenziellen und nicht-inferenziellen Umgangs mit den (kompletten) Sätzen, in denen sie vorkommen. Diese Idee erklärt nun das Verständnis *neuer* Sätze: Sätze, die aus dem

¹³Was hier skizzenhaft bleibt, wird genau erklärt in Brandom, *Making It Explicit*, 1994, Kap. 7. Ein anderes Verständnis von Kompositionalität (welches aber m.E. kompatibel ist mit dem Kompositionalitätsverständnis der Sellars'schen Tradition) findet sich in Hans J. Schneider, “Universale Sprachnormen? Zu Robert Brandoms ‘expressiver Deduktion’ der Gegenstand-Begriff-Struktur”, in: L. Wingert (Hg.), *Die Öffentlichkeit der Vernunft und die Vernunft der Öffentlichkeit*, Frankfurt a.M. 2001.

bisherigen inferenziellen Netzwerk der Sprache (noch) nicht erschließbar sind, können von den in ihnen vorkommenden Wörtern inferenzielle und nicht-inferenzielle Beziehungen *erben* und aus diesem Grund *trotz ihrer Neuheit* sofort einen Platz im Sprachspiel finden. Werden diese Sätze akzeptiert, so werden die entsprechenden Beziehungen dauerhaft in das Regelwerk der Sprache integriert und taugen, in der Form grammatischer Äußerungen, zur Klärung von Missverständnissen.¹⁴

3.4. Die Idee grammatischer Kollisionen. Die skizzierte Evolution des Sprachspiels verläuft allerdings nicht immer geradlinig. In der Hervorhebung dieser Tatsache liegt der dritte und für die weitere Diskussion wichtigste Zug von Wittgensteins spätem Grammatikverständnis. In seiner spätesten Phase stellt Wittgenstein fest, dass grammatische Festlegungen miteinander *kollidieren* können. Nehmen wir als Beispiel den von Wittgenstein eher beiläufig erwähnten Fall der Entdeckung infraroter Strahlung. In einer Passage, die zunächst die Transzendentalität unseres Farbvokabulares betont, dann aber über Situationen spekuliert, in denen wir unsere Farbbegriffe auf ganz neue und vormalig für logisch unzulässig gehaltene Weisen verwenden würden, heißt es:

Es ist hier ähnlich, wie wenn man von infrarotem ‘Licht’ spricht; es ist guter Grund dafür, es zu tun, aber man kann dies auch für einen Missbrauch erklären. Und ähnlich geht es mit meinem Begriffe: ‘im Körper des andern Schmerzen haben’. (BF III:127)

Wittgenstein möchte hier zeigen, dass wir an den Grenzen unserer etablierten Sprache mitunter logische Gründe sowohl für bestimmte Urteile als auch für ihre Negationen haben, und dass wir in diesen Situationen um grammatische Entscheidungen nicht umhin kommen. Machen wir uns unsere Optionen im Infrarot-Fall klar. Wir könnten uns entscheiden, infrarote Strahlung *nicht* als Licht zu bezeichnen. Dabei würden wir uns wohl auf den grammatischen Satz stützen, dass Licht Dinge für das bloße Auge sichtbar macht. Aber wir würden mit der Entscheidung auch Sätzen

¹⁴Siehe ÜG 65, 96ff., 210f. und 256. Brandom betont zu Recht, dass sich bei der Integration neuer Sätze in das Sprachspiel die in ihnen vorkommenden Wörter semantisch verändern, weswegen die Sprachfähigkeit immer auch Projektionsleistungen erfordert. Siehe Robert Brandom, “Pragmatische Themen in Hegels Idealismus”, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 44 (1999), 355–381. Die ausführlichste Behandlung des Projizierens als Teil der Sprachfähigkeit bietet Hans J. Schneider, *Phantasie und Kalkül*, Frankfurt a.M. 1992.

widersprechen, die vormalig ausschließlich grammatisch verwendet wurden und insofern als transzendental galten – zum Beispiel dem Satz, dass die Strahlung, welche uns unter Zuhilfenahme unserer Augen die Navigation ermöglicht, Licht ist. (Mit Nachtsichtgeräten trifft dieser Satz auf Infrarot zu!) Unsere andere Option ist, die infrarote Strahlung als Licht anzuerkennen. Bei dieser Entscheidung stützen wir uns auf letzteren transzendentalen Satz und revidieren ersteren. In beiden Fällen setzen wir uns also über Sätze hinweg, die vor der Erfindung bzw. Entdeckung infraroter Strahlung als unfalsifizierbar galten. Zusätzlich widmen wir in beiden Fällen informative Sätze in neue rein grammatisch verwendbare und insofern unfalsifizierbare Sätze um. Im ersten Fall wäre eines der vielen Beispiele der Satz, dass Infrarot-Strahlung kein Licht ist; im zweiten Fall wäre ein Beispiel der Satz, dass es Licht gibt, welches mit dem bloßen Auge nicht wahrgenommen werden kann.

Der Infrarot-Fall ist sprachphilosophisch instruktiv, da er die charakteristischen Spannungen unserer Sprachspiele im Angesicht neuer praktischer Anforderungen, sowie die von ihnen herausgeforderten Umwidmungen von Sätzen, aufzeigt. In diesem Zusammenhang sind zwei Lehren besonders zu unterstreichen. Erstens zeigt sich deutlich, dass wir in Situationen grammatischer Spannung die Bedeutungen der zentralen Begriffe ändern – im vorliegenden Beispiel vor allem des Begriffes “Licht”. Streng genommen müssten wir daher alle entsprechenden Sätze, die *vor* dem linguistischen Evolutionsschritt geäußert oder aufgeschrieben wurden, einer Prüfung und gegebenenfalls einer Übersetzung unterziehen. Zweitens wird im Infrarot-Beispiel deutlich, dass grammatische Aussagen mitunter erst dann fallen, wenn ihr grammatischer Status zur Disposition steht. Es ist zu beachten, dass sie in diesem Fall als Prämissen in Argumenten für oder gegen eine bestimmte Revision fungieren.

Sind uns die grammatischen Implikationen neuer praktischer Anforderungen erst einmal geläufig, so wird die Häufigkeit grammatischer Revisionen offenbar. Ein weiteres Beispiel ist die Erfindung komplexer Zahlen und die Ausweitung der Standard-Rechenregeln auf sie. Galt der Satz “für alle x gilt: $x^2 \geq 0$ ” noch vor wenigen Jahrhunderten als vollkommen unbezweifelbar, so ist die Annahme, dass $i^2 = -1$, zusammen mit den sie umgebenden Rechentechniken, heute in vielen Anwendungskontexten unverzichtbar. Ein drittes bekanntes Beispiel ist die Entscheidung, die Prädikate “ist ein Fisch” und “hat eine Lunge” für inkompatibel zu erklären und

daher die Wale nicht länger den Fischen zuzurechnen. Wie präsent der Gedanke des grammatischen Umbruchs im Denken des späten Wittgenstein ist, zeigen die vielen Passagen, in denen Wittgenstein darüber nachdenkt, ob es andere Farben als unsere geben könnte (BF I:66, III:42, III:86ff., III:94, III:127, vgl. III:30, III:123f.) und ob andere Arten des Messens (BGM I:5, I:148ff.) oder Rechnens (BGM IV:24, V:26, BF III:293) vorstellbar sind. Immer wieder spekuliert er über mögliche neue Situationen, in denen grammatische Spannungen auftreten, welche grammatische Anpassungen notwendig machen und uns auf diese Weise *fremde* Farben und *fremde* Arten des Messens und Rechnens erschließen, wie sich uns einst durch die Entdeckung der Infrarot-Strahlung eine fremde Art des Lichts erschloss. Kann sich diese Idee als relevant im Streit zwischen Generalisten und Partikularisten erweisen?

4. ETHISCHE PROBLEME ALS GRAMMATISCHE SPANNUNGEN

4.1. Eine Neuinterpretation des ethischen Diskurses. Tatsächlich wird mit dem im vorausgegangenen Abschnitt skizzierten Verständnis grammatischer Sätze eine Neuinterpretation des ethischen Diskurses möglich, die zwischen Generalisten und Partikularisten vermitteln kann. Die beiden zentralen Thesen dieser Neuinterpretation habe ich bereits angerissen. Erstens: Formulierungen ethischer Prinzipien sind grammatische Äußerungen. Sie geben die Verwendungsweisen ethischer Prädikate an und sind in dem Sinne transzendental, dass ihre Verneinung entweder ein Ausdruck eines Missverständnisses oder ein Plädoyer für eine semantische Revision, nicht aber ein (an sich hinreichendes) Anzeichen einer Meinungsverschiedenheit ist. Zweitens: Viele ethische Probleme, in denen ethische Prinzipien mit Gegenbeispielen oder konfligierenden Prinzipien konfrontiert werden, sind Fälle grammatischer Spannung. Sie werden durch grammatische Revisionen beigelegt und können somit als Momente der linguistischen Evolution verstanden werden.

Im Folgenden möchte ich die interpretativen Thesen im einzelnen erläutern und plausibilisieren. In den nächsten Unterabschnitten werde ich dann ihre Konturen mit einem Beispiel und mit der Diskussion einiger Konsequenzen weiter schärfen.

Beginnen wir mit der ersten interpretativen These. Um zu zeigen, dass Formulierungen ethischer Prinzipien tatsächlich als grammatische Äußerungen interpretiert

werden können, möchte ich auf einige interessante Parallelen zwischen dem ethischen und dem wissenschaftlichen Diskurs hinweisen, in dem die bisherigen Beispielfälle angesiedelt waren. Zunächst ist zu betonen, dass die Standardform der ethischen Äußerung der Indikativsatz ist.¹⁵ Weiterhin haben ethische Äußerungen in der überwältigenden Mehrheit der Fälle die Struktur konkreter empirischer Urteile. Hiermit meine ich, dass sie konkrete Personen, Handlungen oder Situationen, die zudem oft mittels indexikalischer bzw. demonstrativer Ausdrücke bestimmt werden, mit Prädikaten versehen, welche ihrem Anspruch nach interpersonell überprüfbar sind. Übliche ethische Urteile lauten: “du hast dich sehr integer verhalten”, “Peters ständige Lügen sind feige” oder “was diese Leute tun, ist ein Verbrechen”.¹⁶

Interessant ist nun eine dritte Analogie. Urteile, in welchen ein empirisches Prädikat als (logischer) Gegenstand firmiert und mit einem weiteren Prädikat versehen wird, sind sowohl in der Wissenschaft als auch in der Ethik ziemlich sichere Hinweise darauf, dass der Kontext der Äußerung ein Beibringen, ein Streit oder ein bis dato neuer und unsicherer Fall ist. Beispiele entsprechender ethischer Sätze, die ich aus naheliegenden Gründen “nicht-empirisch” oder auch “theoretisch” nenne, sind: “Integrität gibt es nicht ohne eine Prise Gefühlskälte”, “Unehrlichkeit kann ein Ausdruck von Liebe sein” oder “Unnötige Grausamkeit ist immer ein Verbrechen”.

Vor dem Hintergrund der Sprachtheorie des späten Wittgenstein sollte sich meine besondere Hervorhebung dieser Sätze nun von selbst erklären. Der besondere Status der zuletzt genannten Sätze lässt sich plausibel mit ihrer Funktion angeben, grammatische Beziehungen zwischen Ausdrücken zu explizieren, deren Hauptrolle in konkreten empirischen Urteilen liegt.¹⁷ Der Effekt dieser Interpretation ist, dass eine Leugnung oder Anzweiflung dieser Sätze durch einen Sprecher nicht als

¹⁵Zwar bleiben viele ethische Urteile implizit oder werden nur in elliptischer Form geäußert, siehe Cora Diamond, “Wittgenstein, Mathematics and Ethics: Resisting the Attractions of Realism”, in: H. D. Sluga / D. G. Stern (Hg.), *The Cambridge Companion to Wittgenstein*, Cambridge 1996, insb. 242–246. Dies deutet aber weder auf einen fundamentalen Unterschied zum wissenschaftlichen Diskurs hin, noch kann es über die zentrale Rolle von Indikativsätzen bzw. Urteilen in der ethischen Rede hinwegtäuschen.

¹⁶Ein frühes Beispiel einer Moraltheorie, die den propositionalen Charakter des ethischen Diskurses und seine Nähe zum wissenschaftlichen Diskurs stark macht, ist Mark Platts, *Ways of Meaning. An Introduction to a Philosophy of Language*, London 1979. Weitere Beispiele sind Sabina Lovibond, *Realism and Imagination in Ethics*, Oxford 1983 und Susan Hurley, *Natural Reasons: Personality and Polity*, New York 1989.

¹⁷Vergleiche: “Im Leben ist es ja nie der mathematische Satz, den wir brauchen, sondern wir benutzen den mathematischen Satz *nur*, um aus Sätzen, welche nicht der Mathematik angehören, auf andere zu schließen, welche gleichfalls nicht der Mathematik angehören.” (TLP 6.211)

Hinweis auf eine Meinungsverschiedenheit, sondern zunächst als Hinweis auf ein Aufeinandertreffen unterschiedlicher grammatischer Festlegungen gedeutet werden muss. (Natürlich kann eine echte Meinungsverschiedenheit nicht ausgeschlossen werden. Diese muss sich aber erst erweisen und sollte dann gesondert erklärt werden.) Natürlich gilt diese These auch und gerade für ethische Prinzipien.

Freilich erkaufen wir uns diese Interpretation ethischer Prinzipien damit, einigen verbreiteten philosophischen Gewohnheiten zu widersprechen. Andererseits spricht nicht wenig für sie. Erstens ist unsere Alltagserfahrung buchstäblich *voll* von Konflikten, die sich bei genauerem Hinsehen als komplexe Missverständnisse entpuppen. Es wäre daher sonderbar, wenn sich Ähnliches nicht auch in der Ethik zeigte. Tatsächlich kennen wir aber auch ethische Fälle aus erster Hand. Gerade bei sogenannten “dünnen” ethischen Termen wie “gut” oder “schlecht”¹⁸ passiert es ständig, dass Streitende mit den gleichen Wörtern ganz verschiedene Begriffe verknüpfen und ihre Konflikte folglich eine undurchsichtige Mischung aus Meinungsverschiedenheit und gegenseitigem Unverständnis – oft *nur* letzteres – sind.¹⁹ Diese Streitenden täten gut daran, die Logik ihrer Begriffe offen zu legen, bevor sie der jeweils anderen Partei Denk- oder Wahrnehmungsfehler vorwerfen. Zweitens ist die hier beworbene Interpretation eng verknüpft mit der Einsicht, dass das gegenseitige Verstehen letztlich auf geteilten Praktiken und Lebensumständen fußt. Dass ethische Konflikte häufig an kulturellen Bruchlinien entstehen, ist somit zusätzliche Evidenz für die vorgestellte These. Drittens ist zu bedenken, dass ethische Prinzipien in der Alltagssprache *viel* seltener fallen als etwa in philosophischen Seminaren. Aus der Perspektive unserer Interpretation ist dies kein Wunder: Da grammatische Sätze die Regeln der geteilten Sprache explizieren, ist ihre Äußerung nur in Ausnahmefällen sinnvoll, zu denen natürlich Situationen grammatischer Spannung gehören,

¹⁸Die Rede von “dünnen” und “dicken” (“thin” bzw. “thick”) ethischen Termen ist von Bernard Williams geprägt worden. In seinem *Ethics and the Limits of Philosophy* (Cambridge Mass. 1984) benutzt er das Begriffspaar für ethische Begriffe ohne (dünn) oder mit (dick) interpersonal erkennbarem empirischen Gehalt. Beispiele dünner Begriffe sind “gut”, “böse”, “empfehlenswert” oder “soll (getan werden)”; Beispiele dicker Begriffe sind “großzügig”, “gierig”, “grausam” oder “nett”.

¹⁹In dieser kurzen Skizze steckt eine Theorie der ethischen Rede, die Susan Hurley “Non-Zentralismus” genannt hat (Hurley, *Natural Reasons*, 1989, Kap. 2, 3, und 10). Diese Theorie besagt, dass die Bedeutung dünner ethischer Begriffe eine Funktion der Bedeutung dicker ethischer Begriffe ist. Das Verständnis eines Begriffs wie “gut” ist somit logisch abhängig von der Fähigkeit des Umgangs mit Begriffen wie “großzügig”, “nett” oder “bescheiden”. Wenn zwei Sprecher unterschiedliche Theorien des Zusammenwirkens konkreter ethischer Terme haben, so haben sie folglich nicht den gleichen Begriff “gut”. Der *locus classicus* des gegnerischen “Zentralismus” ist Richard Hare, *Moral Thinking. Its Levels, Method, and Point*, Oxford 1981, Kap. 4.

über die im Folgenden mehr zu sagen sein wird. Ich folgere vorläufig, dass die erste These eine plausible Interpretation ethischer Prinzipien darstellt.

Die zweite interpretative These, nach der die eingangs diskutierten Konfrontationen ethischer Prinzipien mit partikularistischen Gegenbeispielen Manifestationen grammatischer Spannungen sind, sollte nun schon ein Stückweit plausibler sein. Schließlich haben wir gesehen, dass grammatische Sätze, obgleich sie im Normalfall nicht sinnvoll negiert werden können, in besonderen Situationen miteinander konfliktieren. Darüber hinaus brauchen wir nun aber ein Argument, welches zeigt, dass ethische Gegenbeispiele – solange sie nicht einfach Denk- oder Wahrnehmungsfehlern geschuldet sind – Implikate weiterer grammatischer Sätze sind. Dieses Argument können wir uns leicht erschließen, wenn wir bedenken, dass in einer Spiel-Konzeption der Sprache *jede* Proposition – wie überhaupt jede sinnvolle Äußerung – erst *durch* ihre grammatischen Beziehungen Bedeutung trägt. Da grammatische Sätze nichts weiter als Explikationen dieser Beziehungen sind, folgt, dass jedes korrekte Urteil als Implikat eines grammatischen Satzes darstellbar ist. Wenn nun ein Urteil ein tatsächliches Gegenbeispiel eines ethischen Prinzips konstituiert, so muss dies auf eine Spannung zweier grammatischer Regeln zurückgeführt werden. Diese Interpretation erklärt übrigens auf eine elegante Weise, wieso wir in ethischen Konflikten oft auch in der Sichtweise unserer jeweiligen Gegner Unterstützenswertes sehen und wieso ethische Probleme auch intrapersonal auftreten.

Ein wichtiger Zweifel muss in Bezug auf die zweite These aber noch ausgeräumt werden. Ethische Urteile sind wesentlich *praktisch*. Damit ist gemeint, dass ethische Urteile als Rechtfertigungen und Erklärungen von (nicht-sprachlichen) *Handlungen* fungieren können. In dieser Hinsicht, so wird häufig behauptet, unterscheiden sie sich von wissenschaftlichen Urteilen, die “rein deskriptiv” seien. Dieser Zweifel muss klar zurückgewiesen werden. Das Problem an ihm ist, dass er einen grundlegenden Aspekt einer an Wittgenstein orientierten Sprachtheorie ignoriert, nämlich die Festlegung darauf, dass *alle* Urteile in letzter Instanz praktisch sind, also als Rechtfertigungen und Erklärungen von Handlungen verwendet werden. Zwar mag es sein, dass wissenschaftliche Urteile nur über inferenzielle Umwege praktische Konsequenzen haben. *Dass* sie aber im relevanten Sinn praktisch sind, kann in einem wittgensteinischen Kontext nicht geleugnet werden.

4.2. **Ein Beispiel.** Spielen wir noch einmal die ethische Erwägung des Spaß-Machens, den Prinzipienvorschlag “Alles, was Spaß macht, ist unterstützenswert”, und das Folter-Gegenbeispiel durch. Aus einer wittgensteinischen Perspektive müssen wir mit der Forderung nach einem Kontext anfangen, in dem ein Satz wie “Alles, was Spaß macht, ist unterstützenswert” überhaupt sinnvoll geäußert werden kann. Dies ist gar nicht so einfach. Aber nach etwas Meditation fallen uns einige Möglichkeiten ein: Der Satz könnte in einer Diskussion mit einem Verächter von Kindergeburtstagen fallen. Er könnte auch in einer Situation fallen, in der einem Fremdsprachler der Begriff “Spaß” erläutert wird. Oder aber, er tritt drittens in einer Situation auf, in der sich ein sonderbarer neuer Fall präsentiert, an den wir im Kontext der Rede von “Spaß” noch nie gedacht hatten, und der uns vor eine grammatische Entscheidung stellt. Nehmen wir an, dass sich in einer konkreten Sprechsituation zum ersten Mal ein Fall ergibt, in dem Foltern mit Spaß praktisch relevant wird. In dieser Situation könnte nun unser Prinzip in einen Konflikt mit folgenden grammatischen Sätzen treten: “Jedes Foltern ist ein Verbrechen.” und “Ein Verbrechen ist nie unterstützenswert”. Wir hätten es hier mit einer Situation zu tun, in der wir ein konkretes Handeln *gleichzeitig* als unterstützenswert *und* als nicht unterstützenswert behandeln müssten. Ebenso wie im Infrarot-, im Walfisch-, oder im i^2 -Fall müssen wir eine grammatische Anpassung vornehmen.

Dabei stehen uns mehrere Optionen offen. Zu den logischen Möglichkeiten gehören die (grammatischen) Erklärungen “Nicht jedes Foltern ist ein Verbrechen”, “Manche Verbrechen sind unterstützenswert” und “Nicht alles, was Spaß macht, ist unterstützenswert”. Da alle diese Sätze als *grammatische* Sätze vorgeschlagen werden, können sie nicht – wie empirische Sätze – getestet werden. Aber sie alle sind mit unzähligen weiteren grammatischen Sätzen intern verbunden. Da jeder grammatische Satz als Prämisse in einem Argument auftreten kann, erstaunt es kaum, wenn eine grammatische Spannung wie die vorliegende eine komplexe Diskussion auslöst. Welche Argumente am Ende den Ausschlag geben, das hängt – wie in den obigen Beispielen – sowohl von den praktischen Anforderungen an das Sprachspiel als auch von der Weitsicht der Diskutierenden ab. Der bereits im ersten Abschnitt angedeutete Lösungsvorschlag der Generalisten kann nun als Versuch einer ökonomischen und möglichst konservativen grammatischen Anpassung verstanden werden. Mit

dem Satz “Alles, was Spaß macht, ohne Leid anzurichten, ist unterstützenswert.” wird eine Lösung vorgeschlagen, welche die *verbrecherische Natur* des *Folterns* und die *Nicht-Unterstützungswürdigkeit* von *Verbrechen* unangetastet lässt und stattdessen die *Unterstützungswürdigkeit* von *Dingen, die Spaß machen*, qualifiziert.

Da wir hiermit einen Vorschlag der Generalisten aufnehmen, sollten wir es nicht versäumen, die Unterschiede zum Generalismus klar zu machen. Erstens wird nicht behauptet, dass wir uns schon immer “implizit” oder “eigentlich” an der komplexeren Regel orientiert hätten. Dies lässt sich unter anderem durch den Hinweis auf alternative Lösungen zeigen. Es wäre beispielsweise möglich gewesen, einen weiteren grammatischen Satz ins Feld zu führen: “*Spaß* kann man nur bei harmlosen Beschäftigungen haben.” Mit jenem Satz hätte nun die Interpretation des problematischen Phänomens als ein “Foltern mit Spaß” bestritten werden können. Stattdessen hätten wir von einem “Foltern mit Wollust” sprechen können, welches mit dem grammatischen Satz “Alles, was Spaß macht, ist unterstützenswert” gar nicht konfligiert. Zweitens wird nicht behauptet, dass die Revision notwendigerweise unser letztes Wort ist. Es kann nie ausgeschlossen werden, dass sich in Zukunft neue Spannungen ergeben, die mit erneuten grammatischen Revisionen gekittet werden müssen. Drittens schließlich geben wir zu, dass wir es nach einer grammatischen Entscheidung mit einem *neuen* Sprachspiel mit *neuen* Begriffen zu tun haben. Aus der Perspektive eines *späteren* Sprechers müssen also alle Äußerungen *früherer* Sprecher einer Überprüfung und gegebenenfalls einer Übersetzung unterzogen werden, bevor sie bewertet werden können.

4.3. Drei tragbare Konsequenzen. Bevor ich auf die Frage der Vermittlung zwischen Partikularismus und Generalismus explizit eingehe, möchte ich drei allgemeine Argumente gegen die vorgestellte Interpretation diskutieren. Bei ihnen handelt es sich sämtlich um *Modus-Tollens*-Argumente: Sie erklären jeweils, dass aus der vorgeschlagenen Interpretation eine These folgt, die dann – in der zweiten Prämisse – abgelehnt wird. Da meine Reaktion in allen Fällen in einer Affirmierung der fraglichen Konsequenz besteht – also in einer Zurückweisung der zweiten Prämisse –, mache ich es mir einfach und stelle nur die jeweiligen ersten Prämissen vor. In

einem nächsten Schritt werde ich dann erklären, wieso wir uns die Konsequenzen, die in den Prämissen zum Ausdruck kommen, leisten können.

Erstens: Aus der vorgestellten Interpretation folgt, dass sich unsere ethische Sprache aufteilt in eine große Anzahl von Einzelspielen, die sich vielfältig überschneiden. Dies ist erstens auf der Zeitachse der Fall, da durch jede (noch so periphere) grammatische Revision eine “neue Sprache” entsteht. Dies ist zweitens in Bezug auf unterschiedliche Sprecherkontexte der Fall, da grammatische Anpassungen nicht in einer einzigen globalen Unterhaltung, sondern in Milliarden von Einzelkontexten erfolgen. *Zweitens:* Aus der vorgestellten Interpretation folgt, dass der im ersten Abschnitt skizzierte Unterschied zwischen dem *Ausgestochenwerden* und der *Aufhebung* (bzw. *Umkehrung*) einer begründenden Erwägung philosophisch zweitrangig ist. In beiden Fällen passiert letztlich das gleiche: Eine grammatische Spannung tritt auf und wird im Rahmen einer grammatischen Revision beseitigt. *Drittens:* Aus der vorgestellten Interpretation folgt, dass jeder Sprecher im Fall einer grammatischen Spannung zu einer grammatischen Entscheidung *gezwungen* ist, und dass seine Entscheidung sogar für zukünftige Sprecher bindend sein kann.

Ich bestreite nicht, dass die hier vorgeschlagene Interpretation der ethischen Denk- und Sprechpraxis wichtige theoretische Konsequenzen hat, möchte jedoch im Folgenden zeigen, dass wir uns durch die Konsequenzen nicht abschrecken lassen müssen. Wir sollten sie vielmehr als sprachtheoretische Einsichten begrüßen.

Die erste Konsequenz fordert von uns eine Revision des theoretischen Begriffes der Sprache. Dies ist natürlich zunächst nichts Schlimmes. Aber da die Sprache nach dem revidierten Begriff aus sehr vielen Einzelspielen besteht, die einander zudem vielfältig überschneiden und sich sogar ständig verändern, so dass zwei Sprecher selten oder nie *exakt* dasselbe Spiel spielen, bleibt zu klären, wie Kommunikation überhaupt möglich ist, wenn die hier vorgeschlagene Theorie korrekt ist. Dass dies allerdings bloß ein Scheinproblem ist, wissen wir spätestens seit Donald Davidsons Essay “*A Nice Derangement of Epitaphs*”.²⁰ Um das zu zeigen, reicht es (für unsere Zwecke) aus, wenn wir uns einige Aspekte grammatischer Revisionen in Erinnerung

²⁰Donald Davidson, “A Nice Derangement of Epitaphs”, in E. LePore (Hg.), *Truth and Interpretation. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, Oxford 1986, 433–446.

rufen. Erstens wird in grammatischen Revisionen meistens nur ein sehr kleiner Anteil der grammatischen Beziehungen eines Urteils oder Begriffs abgestoßen. Zweitens sind viele der Entwicklungen, die zu grammatischen Spannungen führen, kontextübergreifend feststellbar. Drittens stoßen Sprecher gewöhnlich nicht nur einzelne Urteile aus, sondern übermitteln im Gespräch eine Vielzahl grammatischer Hinweise, so dass sich verschiedene Gesprächspartner über zurückliegende Revisionen unterrichten können. Viertens sind wir in der Lage, in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich ausgestaltete Regelwerke zu verwenden. Fünftens schließlich – und dieser Punkt ist vielleicht der wichtigste – sollten wir nicht meinen, einander immer und überall richtig zu verstehen.²¹

Die zweite Konsequenz – die Zweitrangigkeit des Unterschiedes zwischen *ausgestochenen* und *aufgehobenen* (bzw. *umgekehrten*) begründenden Erwägungen – ist in der Tat auf den ersten Blick problematisch. Schließlich hat niemand Schwierigkeiten, in Fällen wie dem Folter-Beispiel den Unterschied zu sehen. Mehr noch, es könnte scheinen, dass die hier vorgeschlagene Interpretation impliziert, dass *alle* Fälle grammatischer Umbrüche dem einen oder dem anderen Typ der Interaktion von Einzelerwägungen zuzusprechen sind. Doch während der erste Einwand irrelevant ist, ist der zweite schlichtweg falsch. Beides wird deutlich, wenn wir uns klar machen, dass unsere Interpretation den Unterschied zwischen dem Ausstechen und dem Aufheben von Gründen nicht *leugnet*, sondern ihn nur für theoretisch zweitrangig erklärt. Tatsächlich kann der Unterschied auf der hier entwickelten Sprachauffassung rekonstruiert werden. Auf der einen Seite kann das Bild der unterschiedlich schwerwiegenden Erwägungen wiedergegeben werden durch die unterschiedlich schwer aufzugebenden grammatischen Beziehungen eines Terms. Auf der anderen Seite kann von einem “Umkehren” einer Erwägung gesprochen werden, wenn ein grammatischer Satz nicht bloß aufgegeben wird, sondern als negierter Nebensatz in einem komplexeren Konditionalsatz wieder auftaucht.

Die dritte Konsequenz, nach der grammatische Entscheidungen oftmals *unumgänglich* sind, könnte auf Unverständnis stoßen, wenn davon ausgegangen wird, dass es möglich sein muss, sich in Bezug auf die Spielregeln einer Praxis rein passiv

²¹All dies sollte es uns beträchtlich erleichtern, Davidson zuzustimmen, wenn er sagt, “that there is no such thing as a language, *not if a language is anything like what many philosophers and linguists have supposed*” (Davidson, a.a.O., 446, meine Hervorhebung).

zu verhalten. Beim Schachspiel oder Fußball können wir dies schließlich auch. Die Sprache ist jedoch aufgrund ihrer internen Spannungen eine andere Art von Spiel als Schach. Im Gegensatz zu letzterem konfrontiert uns die Sprache immer wieder mit inkompatiblen Spielregeln, die wir nicht einfach ignorieren können. Freilich *können* wir immer sagen: “Hier weiß ich nicht mehr weiter.” Doch dies wäre eine Entscheidung zum Schweigen, also zum Spielabbruch. Jeder andere Kurs involviert notwendigerweise eine grammatische Anpassung. Natürlich können diese Entscheidungen durchaus mit mehr oder weniger Bedacht getroffen werden. Das Ergebnis einer unbedachten grammatischen Politik ist uns übrigens nicht unbekannt. Wir erkennen es am Phänomen der “Familienähnlichkeiten” (PU 66f.), bei dem wir im grammatischen Gerüst der Sprache “ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten [sehen], die einander übergreifen und kreuzen” (PU 66) wie die Ähnlichkeiten “zwischen den Gliedern einer Familie [...]: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc.” (PU 67)

4.4. Zur Vermittlung zwischen Partikularismus und Generalismus. Insgesamt erweist sich die vorgeschlagene Interpretation somit als robust und theoretisch interessant. Damit bleibt nur noch das Verhältnis zum Partikularismus und zum Generalismus zu untersuchen. Dass die Interpretation beiden Lagern entgegenkommt, sollte aus dem bisher Gesagten offensichtlich sein. Sie bestätigt erstens die partikularistische Kernthese der Unmöglichkeit einer Algorithmisierung der ethischen Deliberation, insofern sie einen Teil der ethischen Probleme als Fälle auffasst, die die Grammatik des jeweils aktuellen Sprachspiels sprengen. Sie bestätigt aber gleichzeitig das generalistische Festhalten an ethischen Prinzipien, insofern sie die ethische Deliberation als argumentativen oder auch dialektischen Prozess darstellt.

Ob dieses doppelte Entgegenkommen aus der Perspektive der verfeindeten Lager ausreicht, hängt von zwei Fragen ab. Erstens: Gehört es zu den Kernaussagen des Generalismus, dass das Regelwerk der Ethik alle möglichen und bis in alle Ewigkeit auftretenden ethischen Probleme zu lösen vermag, selbst, wenn sie sich in Lebenssituationen ergeben, die von unseren aktuellen Lebenssituationen wesentlich abweichen? Zweitens: Gehört es zu den Kernaussagen des Partikularismus, dass ein

Verständnis der ethischen Deliberation als argumentativ und als *insofern* mit generellen Propositionen operierend, notwendig das Wesen der Deliberation verfehlt?

Mir scheint, dass Generalisten wie Partikularisten ohne Gesichtsverlust von den hier aufgeführten starken Forderungen Abstand nehmen und sich auf ihre ursprünglichen Ziele konzentrieren können. Sowohl das Insistieren auf ethische Prinzipien als auch das Insistieren auf die Grenzen der Kodifizierbarkeit der ethischen Sensibilität bleiben vor dem Hintergrund meines Vorschlags gehaltvoll und wichtig.

Vielleicht hilft ihnen bei dieser Besinnung die Tatsache, dass Wittgenstein selbst sich für *beide* Seiten stark gemacht hat. In einer aufschlussreichen Passage der *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, in der es um Widersprüche in formalen Systemen geht, lässt er einen Diskutanten anmerken:

‘Wir machen lauter legitime – d.h. in den Regeln erlaubte – Schritte, und auf einmal kommt ein Widerspruch heraus. Also ist das Regelverzeichnis, wie es ist, nichts nutz, denn der Widerspruch wirft das ganze Spiel um.’ (BGM VII:11)

Wittgensteins lapidare Gegenfrage ist: “Warum lässt du ihn es umwerfen?” Und weiter: “Nun, welche Art von Voraussicht willst du? Eine, die dein gegenwärtiger Kalkül nicht zulässt? Nun, dadurch ist er nicht ein schlechtes Stück Mathematik, oder, nicht im vollsten Sinne Mathematik.” (BGM VII:11) Im folgenden Abschnitt präzisiert Wittgenstein dann seine Interpretation der Neuaufstellung der Axiome als Reaktion auf den Widerspruch:

Nicht schlechte Mathematik wird hier verbessert, sondern ein neues Stück Mathematik erfunden. [...] Waren die ersten Regeln des Kalküls nicht gut? Nun, wir gaben sie nur, *weil* sie gut waren. – Wenn sich später ein Widerspruch ergibt,– haben sie *nicht* ihre Pflicht getan? Nicht doch, sie waren für diese Anwendung nicht gegeben worden. (BGM VII:12)

In diesen Bemerkungen zeigen sich beide Seiten Wittgensteins. Einerseits beruht das Schließen auf allgemeinen Regeln; andererseits können wir dabei durchaus an die

Grenzen des zugrundeliegenden Kalküls stoßen. Diese Möglichkeit ist aber für Wittgenstein kein Grund zur Verzweiflung. Vielmehr fordert er uns auf, eine Entscheidung über die Anpassung des Kalküls an die vormals nicht bedachten praktischen Anforderungen zu treffen – und dann weiterzumachen, bis wieder eine Anpassung erforderlich wird und das Spiel von Neuem beginnt.

Matthias Kieselbach
RWTH Aachen
Philosophisches Institut
Eilfschornsteinstraße 16
52062 Aachen
E-mail: matthiaskie@gmail.com